GEORG NICOLAUS BÄRMANN
Ein niederdeutscher hamburgischer Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts
VON HANS TESKE


Friedrich Ludwig Schröder, der Erbe Schönemanns, Ackermanns und Ekhofs, hat Shakespeare den Weg auf die deutschen Bühnen geöffnet, er hat Schillers Don Carlos als erster gemeistert, er hat sein Theater zu überragender Geltung in Deutschland erhoben. In der Franzosenzeit vermag er noch einmal das bedrohte Unternehmen zu retten. Mit seinem Tode (1816) beginnt der unaufhaltsame Abstieg, beginnt die Zeit, wo das Theater und die große Dichtung mehr und mehr ihre Bedeutung für das öffentliche Leben verlieren2). Die Feier seines 100jährigen Geburtstages am


3. November 1844 sieht bereits eine gänzlich veränderte Zeit, und es ist eine eitle Selbsttäuschung, wenn in dem szenischen Prolog „Die Weihe der Erinnerung“ des Dr. Georg Nicolaus Bärmann die Muse dem Regisseur verheißt:

„Noch lodert, wenn auch Afterkritik meistert,
in ächtem Bühnenkünstler ächt Gefühl!
Wen Wahrheit in der Kunst, gleich Dir, begeistert,
der dringt gewiß, wie Schröder einst, zum Ziel.“

Schon drei Jahre später erhebt — und, wie wir wissen, weder zum ersten noch zum letzten Male — sich die bittere Klage darüber, daß auch das Stadttheater Gegenstand der Spekulation geworden sei.


5) Gedruckt bei Wollrabe, a.a.O. S. 270 ff.
7) S. Anm. 2; außerdem Erich Marcks, Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland. Hamburg 1907. S. 22 ff.
der Schwabe Friedrich Theodor Vischer das harte Urteil nieder: „Unsere jetzige Dichtung wird ... nicht als Frühlingssaat der neuen, sondern als abgefallene Samenkapsel der alten dastehen“7). Der große Schwung der deutschen Bewegung von einst ist dahin, man bescheidet sich bei einem stillen Glück im Winkel. Der Biedermeier hat den Helden abgelöst.


meine Aufgabe sein, Stellung zu nehmen in dem Streit, der sich in den letzten Jahren unter den Literaturwissenschaftlern um die Anwendung dieses Begriffes auf die Dichtung und um seine Abgrenzung erhoben hat\(^\text{9)}\), wenn ich auch ebenso wie Blumenthal\(^\text{10)}\) meine, daß man nicht so sehr die Großen als vielmehr die Kleinen beobachten und untersuchen müsse, um zur Klarheit zu kommen. Georg Lotz kann vieles darüber aussagen, und ebenso kann es der Mann, mit dem wir uns heute beschäftigen wollen und dessen Namen wir schon mehrfach genannt haben: Lotzens Landsmann und Zeitgenosse Georg Nicolaus Bärmann.


\(^{10}\) a. a. O. S. Cl.


„Stadt Hamburg in der Elbe Au en“ steht in seinem Schauspiel „Bürgertreue“ und wurde bei der Erstaufführung anläßlich des dritten Säkularfestes der hamburgischen Verfassung am 29. September 1828 zum ersten Male gesungen. Später ist es dann mehrfach umgearbeitet worden\(^\text{13}\).

Wie schon aus dem Nachruf hervorgeht, hat Bärmann sehr viel geschrieben. Noch der alte Friedrich Ludwig Schröder hat 1812 ein Stück von ihm für das Stadttheater angenommen, welches, wie Wollrabe berichtet, „sehr gefiel“. Damals soll der Meister zu ihm gesagt haben: „er hat Talent, sei er fleißig, so kann aus ihm noch was werden“\(^\text{14}\).


gleichlautenden, jedoch im Sinne verschiedener Wörter der
französischen und ein ebensolches der deutschen Sprache
sowie eine italienische Sprachlehre verfaßt, später einen
Briefsteller für das bürgerliche Leben (1815), ein umfang-
reiches Werk über die Assonanzen in der deutschen Sprache
(1829), eine spanische Grammatik (1837) und andere Hilfs-
mittel für den Sprachunterricht. Nehmen wir die zwei
Bände Hamburgischer Denkwürdigkeiten (1813 und 1814)
und seine sonstigen vaterstädtischen Arbeiten hinzu, dann
erst haben wir den Umkreis der Früchte seines Fleißes
fast geschlossen. Fast, denn noch fehlt das, was er in
niederdeutscher Sprache geschrieben hat.

Aller Fleiß und all diese rastlose Arbeit aber haben den
Schriftsteller und seine Familie nicht reich gemacht. Mehr-
fach hat das Theater selbst eingegriffen und durch eine
Vorstellung zu seinem Benefiz zu helfen versucht. Auch bei
seinem Tode gedenkt es des verstorbenen Mitarbeiters, was
die Hamburger Nachrichten vom 13. April 1850 anerkennend
hervorheben: „Am heutigen Tage findet im Thalia-Theater
die von der Direktion angesetzte Vorstellung zum Benefiz-
Anteile der Witwe des verstorbenen Dr. Bärmann statt. Wir
können nicht unterlassen, der Direktion unsere Anerkennung
dozollen für die Teilnahme, welche sie durch diese Hand-
lungsweise gegen die Witwe eines ebenso biedern wie rast-
los tätigen Mannes gezeigt hat. Wir hoffen und wünschen
aufrichtig, daß das Publikum diese Vorstellung, welche
unter andern interessanten Vorstellungen auch eins der ge-
lungensten Stücke\(^15\) des Verstorbenen bringt, recht zahl-

\(^{15}\) Dieses Stück ist „Der Oberroock“, aufgeführt am 9. November 1824;
dann wiederholt in Breslau, Prag, Berlin, Weimar, Riga, Frankfurt.
Goedeke, a.a.O. S. 400; Cropp, a.a.O. (Anm. 12) S. 67. Eine
sehr günstige kurze Anzeige der Aufführung findet sich in der
„Bienen“ vom 17. November 1824 (S. 1472), eine einschränkende
(„Zum dramatischen Dichter aber fehlt es ihm an Erfindung, hin-
sichtlich sowohl der Handlung wie der Charaktere, und Kenntniss der
theatralischen Wirkung“) anlässlich einer Aufführung vom 5. Mai
1827 in der „Bienen“ 1827, S. 206 f. Gedruckt ist das Stück im Jahr-
buch deutscher Bühnenspiele 4 (1825). Besprechungen verz. Goede-
ke, a.a.O.
reich besuchen möge. Im Hamburgischen Correspondenten vom 9. März 1850 stehen die aufschlußreichen Sätze: „Manche Schicksalsschläge hatten den alten Mann getroffen, da dieser letzte seiner Mühsal ein Ende machte. Ist das Los eines Dichters und Literaten in Hamburg überhaupt kein beneidenswertes, so hat Bärmann alle Bitterkeiten dieses Kelches bis auf die Hefen ausgeleert.“ Das sieht fast so aus, als sei trotz Schröders Voraussage aus ihm doch nicht „noch was“ geworden. Sollte gar von ihm selbst das gelten, was er als „Gravschrivd up männigen Rymelschryver, myn’t-wegen up my sülvst“ geschrieben hat:

„Hyr liggt en Mann, dee, eh’r he sturv, Teindusend Book Pappyr verdurv“ (16).

Ehe wir dazu ja oder nein sagen können, müssen wir uns einen Augenblick noch einmal vergegenwärtigen, was denn im damaligen Hamburg überhaupt möglich und für einen Literaten zu erreichen war. Der sächsische Maler und Schriftsteller Carl Reinhardt, der in den dreißiger Jahren hier gelebt hat, stellt in seinem umfangreichen Hamburg Roman „Der fünfte Mai“ (17) der Stadt und ihrer führenden Schicht nicht gerade ein sehr freundliches Zeugnis aus, wenn er auch zugibt, es stecke „doch eine Macht in diesem republikanischen Bürgertum, und wenn sich jeder ihrer bewußt wäre und sie zu gebrauchen wüßte, so müßte das eine wirklich freie und beneidenswerte Stadt sein“ (18). Dieser Zwiespalt, auf der einen Seite ein Banausentum in allen geistigen Dingen, gegenüber dem Theater, der Dichtung, der bildenden Kunst (19), auf der anderen ein Bürger-


---


\(^{21}\) Blumenthal, a.a.O. S. XXXIII ff.

ungleich häufiger und regelmäßiger an anderen, auswärtigen Zeitschriften mit, an dem in Berlin erscheinenden Gesellschaf ter des Gubitz sowie an der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, unter deren Mitarbeitern wir auch andere Hamburger finden).


wackeren Schwadron, mehr wohlwollender Bürger als Krieger zu seyn strebte", und so begrüßt er ihn mit den Worten: "Edler Hanfft! Du sorglicher Vater und Führer so

Vieler:

Nicht als Held sey begrüßt! Ruhmsucht trieb Dich ja nicht.

Aber als bester der Bürger, als thätigster Freund unsrer Freiheit, Sey willkommen uns, hoch! Mit Dir die muthige Schar!"!


freiheit“ (1819), sind „Claus Störtebecker“ (1819), „Bürgerstreue“ (1828). Alles aber ist sauberes, biederes Mittelmaß in Form und Haltung. So klingt der Alexander von Soltwedel aus in eine Nutzanwendung:

„In Worten wird das Große nie bestehen,
Im Werke ruhn des wahren Glückes Saaten.“

Das Werk aber ist: der Bund zwischen Hamburg, Lübeck und Bremen. Die Taten sind solche bürgerlich-praktischer „wahrer Eintracht“.


er ausdrücklich, „man erwarte ... kein verwahrloster Plattdeutsch des niedrigen Lebens, noch weniger ein Plattdeutsch der besonderen Mundart in Holstein, Mecklenburg, Westfalen, sondern vielmehr einen Nachhall der sassischen Buchsprache, die von alten Niederdeutschen zum öffentlichen Vortrag gebraucht wurde, und neben der hochdeutschen als sanftere Schwester fortzublühen verdient hätte.“ Er versucht, „die reiche und wohllautende Sassensprache, nach den Regeln, wie sie bis zu unseren Eltern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgang gehör, in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen wurde, mit Auswahl zu behandeln“. Sein Ziel scheint ihm erreicht, „wenn der Pommer wie der Bremer das Vorgelesene bis auf wenigest verständen und auch der Holsteiner sich einbildete, daß man einige Meilen entfernt so spräche“.


Zudem ist daran zu erinnern, daß Voß hier für das Niederdeutsche gar nichts anderes versucht, als was ihm und seinen Zeitgenossen im Hochdeutschen gelungen ist. Ich denke da an Goethes Wort 30) über Voß als Meister in Sprache und Rhythmus, den das Niederdeutsche, das von allem, was undeutsch ist, abgesonderte Urdeutsch, zum liebenvollen Studium der Sprache geführt habe, so daß er dann „eine gefaßte Sprache, die sich von der Prosa weg unmerklich in die höheren Regionen erhebt und daselbst poetisch für sich zu schalten vermögend ist“ schaffen konnte. Wenn trotzdem Voß sich im Niederdeutschen nicht in gleicher Weise wie im Hochdeutschen hat durchsetzen können, so liegt das nicht daran, daß sein Weg an sich falsch gewesen wäre, eher schon daran, daß seit dem 17. Jahrhundert dem Niederdeutschen die literarische Übung und Überlieferung abhanden gekommen war, und daß gerade das 17. und 18. Jahrhundert die Mundarten weithin verändert und von der mittelniederdeutschen Grundlage entfernt haben31). Ein nur schwer zu überspringender Graben zwischen der alten Sassensprache und den lebenden Mundarten hat sich aufgetan.

Es ist bekannt, daß Voß’ Idyllen im deutschen Süden Hebel zu seinen alemannischen Gedichten angeregt haben. Im Norden sind sie fast spurlos verhallt. Einer der ganz wenigen, die ihm hier nacheifern, ist der junge Bärmann. Er betont in seinem „Voerwoord“, daß „düsse Buurenspraak een rechte defftige Spraak is, for dee nin Minschenkind sick tho schaamen bruukt, wenn hee see man recht sprickt, un see nich sünner Naagedanken plätert“. Dieser letzte Satz ist aufschlußreich: wenn er sie nur richtig spricht und nicht unüberlegt daherredet. Wir erkennen darin deutlich den

31) A. Lasch, Beiträge zur Geschichte des Nenniederdeutschen in Hamburg, N. Jb. 44 (1918) S. 1 ff.
Abscheu Vossens gegen das „verwahrloste Plattdeutsch“ wieder, ebenso seine pädagogische Art in dem Schlussgesatz des Vorworts: „un ick meen, dat wenn een Spraak wiff un warräftig een Spraak is, so müt in sodahniger Spraak sick ook een good Dichtels kùnnen maaken laaten“. Auf die Sprache also kommt es beiden an, nicht auf diese oder jene einzelne Mundart. Das Niederdeutsche ist Sprache, ist als solche zu all dem fähig, was von einer Sprache verlangt werden kann. Freilich gibt sie es nicht ohne weiteres her, eben, weil ihr die lange, anfängernde Übung und Pflege fehlt. So seufzt Bärmann einmal:

„En hoogduüdsch Rymels let gauw as en Klööv sick backen;
Man plattdüüdsch sünd et Nööt, dee nich heel öd to knacken“


Dasselbe Jahr 1821, in dem Kwatern uraufgeführt wird, bringt noch einen zweiten Versuch Bärmanns. Er bereitet sein „Höög- un Häwel-Book förn plattdüüdschen


\[\text{Nu segg my ins...!}\]

\begin{align*}
\text{Hett un’l Pastoor uns behext,} \\
\text{Dat wy dat Rechte nich draapt?} \\
\text{„Waakt un bä’d’t!“ seggt syn Text;} \\
\text{Syn Predigt seggt: „Nickkoppt un slaapt!“}
\end{align*}


Bärmann hat wohl — das geht aus dem mit „Dat Höög- un Häwel-Book“ überschriebenen Idyll deutlich hervor (S. 137ff.) — zunächst an die Bauern um Hamburg herum als Leser gedacht. Aber doch nicht nur an sie. Vielmehr meinte er: „Wat Buuren höögt, höögt woll den Börger ook!“ Der Bauer soll das Gesagte „slank weg“ verstehen, und doch ist es auch mit für den Bürger herausgegeben (S. 1). Bärmann will also keineswegs ein papiernes Buchplatt schreiben und
Georg Nicolaus Bärmann.

201

nicht einen „Nachhall der mittelniederdeutschen Schriftsprache“, vielmehr sagt er ausdrücklich:

„De oolde truwe Spraak schall hoog by Ehren blywen!
So defftig as see wiff is, nich as see fyn maakt klingt:
so müggd Hee geeren schrywen.“


„Stadtminschen un Burenlüüd“ (nach Kotzebues „Die Verwandschaften“), „Freud up un Truwahl“ (Bearbeitung des alten Krügerschen Stückes „L’heritier de village, der Bauer mit der Erbschaft“, einer Übersetzung aus dem Französischen des Marivaux), und endlich „De drüdde Fyr-dag“). Mit diesen Spielen hat Bärmann durchweg großen Anklang gefunden. Allerdings hat er trotz des Erfolges von „Kwatern“ auf dem Stadttheater keine Aufführung eines niederdeutschen Stückes mehr erreicht. Dafür waren jetzt die Vorstadtbühnen da. Dieser Unterschied — hochdeutsches für das Stadttheater, niederdeutsches für die kleineren Bühnen — ist wohl auch für Bärmann schnell eine Selbstverständlichkeit geworden; denn in „Windmööl un Watermööl“ spricht der Amtmann hochdeutsch. Eine Anmerkung im Druck erklärt: „Elker Minsch, dee wätet deit, dat twee mal twee veer sünd, ward et vull up recht finnden, dat en Mann, as so'n Amtmann, dee mit Försten un Herren to verkehren hett, sick hoogdüüdsch uitdrücken deit, assonnerlich dar, wo't äm dörchhuut nich vannöden is, plattdüüdsch to snacken“. Aber zu dem Müller sagt derselbe Amtmann:

43) Rymels usw. 1823 (Anm. 38) S. 45; Dat Gr. H. u. H. B. S. 304.
„Man plattdüüdsch weg; ick kann’t nich lyden, wenn de Buur syn’ defftige Spraak verkennt.
Up frömd to spräken, hett de Gelehrte alleen dat Vöörrechd; awerst wiß!
De Annern all sünd man Verkehrte, 
dee nich snackt, as de Snawel jüm wussen is.“

Das Hochdeutsche ist die „gebildete“ und zugleich die „gelehrte“, das Niederdeutsche die „defftige“ Sprache, die biedere, derbe Bauern- und Bürgermundart.

In all diesen Einzelheiten folgt er einmal der Überlieferung des 18. Jahrhunderts, steht er überdies auf dem Boden der

45) Unnerlöper (Anm. 36) S. 10.
47) Unnerlöper S. 19.
alten, konservativen Bürgersprache und setzt sich nachdrücklich ab sowohl von der breiten bäurischen Aussprache der Umgebung wie von der der niederen Schichten. Der Gegensatz zum „verwahrlostesten Plattdeutsch“ ist demnach nicht das Buchplatt („fyn maakt“), sondern „dee olde truwe Spraak“, die man aber auch anständig aussprechen soll.

Um sie, um „unfe oolde, sniggre Spraak“ geht es ihm. Sie will er neu beleben, darum schreibt er „Dichtels“ und „Leeder“. Darum hat er gezeigt, wie ihr die „Rymels“ anstehen, von den einfachsten Formen an bis hin zu so kunstvollen Gebilden wie Sonetten, Troiletten, „Veerteinrymsonetten“ usw. Darum hat er seine Burenspillen verfaßt, hat er aus dem Griechischen, dem Französischen, dem Italienischen, Spanischen und Englischen übersetzt, hat er endlich „oolde Leeder week un fram“ mundgerecht gemacht

„... so för’n Buren
as för düüdsche Börgerslüüd, dee keen Hoogmood deißt
beluren;
dee dar föhlt un ingestahn doht, datt de efftig-platte
Spraak
woll en nüwer Ding für sick is, un en rare oolde
Saak“


48) Dat Gr. H. u. H. B. S. VII.

Bärmann gibt sich hier wie überall in seinen niederdeutschen Schriften als Freund des Bauern und des Bürgers alter Art und sieht mit Mißfallen auf die „Fynen“, die vom guten Alten nichts mehr wissen wollen. Dennoch ist der Großteil seiner Arbeit in hochdeutscher Sprache erschienen. Warum? Einen Grund nennt Wollrabe\textsuperscript{51}) bereits in einer Bemerkung zur Erstaufführung der „Kwatern“ 1821, wo er sagt: „Mit diesem in plattdeutscher Mundart ausgeführten Stücke hatte unser vaterstädtischer Dichter einen glücklichen Wurf getan. Schade, daß unsere zu Herzen dringende Muttersprache dem gänzlichen Verfall so nahe ist, was auch wohl Herrn Bärmann bewegen mag, dieses reiche Feld nicht viel mehr zu bebauen.“ Es fehlt der Widerhall, vor allem in den oberen Schichten, bei denen, die vor allem das Theater besuchen und die Bücher kaufen. Ohne diesen Widerhall aber kann kein Dichter leben. Und noch ein zweites kommt hinzu: Bärmann billigt dem Gebildeten wie dem Gelehrten ja selber das „Vöörrechd“ zu, „up frömd to spräken“. Er als

\textsuperscript{49}) Ad. Wohlwill, Kleine Beiträge zur Kenntnis G. N. Bärmanns, Nd. Jh. 29 (1903) S. 23 ff.; W. Seelmann, Nd. Korrlbl. 24 (1903) S. 73 ff.
\textsuperscript{50}) C. Walther, G. N. Bärmann’s niederdeutsche Zeitung 1835, Nd. Korrlbl. 25 (1904) S. 44 ff.
\textsuperscript{51}) a. a. O. 159.
Magister und Doktor aber gehört ja gerade zu diesen Gebildeten und Gelehrten. Hier zeigt sich deutlich seine Grenze. Er will zum Bauern und zum gewöhnlichen Bürger sprechen, will ihn erreichen, ihn gar erziehen. Aber er selber fühlt sich doch deutlich als ein anderer. So ist es keine Verstellung, wenn es in dem Gesuch an den Senat heißt, daß „das Erscheinen einer hamburgischen plattdeutschen Zeitung in gewissem Grade eine stets auf den Staat wohlthätig wirkende Unterscheidung (nicht Sonderung) der Volksstände eher befördern als aufheben hilft“.

Von solcher Einstellung her ist es freilich ein im Grunde nutzloses Beginnen, das Niederdeutsche erhalten zu wollen. Da steckt ihm noch der alte Aufklärer und Schulmeister in den Knochen, der dann mit Recht die scharfe Abfuhr des Jungdeutschen „Hans Wyssnuut“ (Wienbarg) einstecken muß. Was Voß im Bereich des Literarischen behauptet, daß nämlich das Niederdeutsche die gegebene Sprache für ein Sittengemälde niedersächsischer Landleute sei, das gewinnt bei Wienbarg wie bei Bärmann einen


Im ganzen ergibt sich so ein recht buntes Bild, das dem ganz ähnlich ist, was wir bei seiner Dichtung beobachten konnten. Bärmanns Sprache enthält ein starkes pädagogisches Element: er will bewußt die niederdeutsche Sprache pflegen und bereichern. Deshalb nimmt er alte Wörter auf, zwar nicht aus dem Mittelniederdeutschen, wohl aber von Richey, den er sehr hoch schätzt. Deshalb wagt er Weiterbildungen aus dem Niederdeutschen seiner Zeit heraus. Selten hat er die Grenze überschritten. Daß er es gelegentlich doch tut, ist in dem Zustand der niederdeutschen Sprache zu seiner Zeit begründet. Immerhin bewahrt ihm sein Sprachgefühl vor allzugroßen Mißgriffen. Zum anderen kennt Bärmann die Volkssprache selbst. Das zeigt die Fülle

von Schimpfwörtern und zeigen die volkssprachlichen Bildungen.
und mehr von dem Muster der Vossischen Idyllen gelöst
und ist näher herangerückt an den Mann, der dann zwei
Jahre nach seinem Tode die niederdeutsche Literatur neu
begründen sollte. Es ist nicht gerecht, wenn Klaus Groth
später ihn einfach mit Voß und dem Altmärker Bornemann
zusammen als jemanden abtut, der hochdeutschen Wegen
gefolgt sei57), oder gar als jemanden, der sich nur über die
Dummheit der Bauern lustig mache58). Bärmann hat ehrlich
um die niederdeutsche Sprache gerungen, um die „olde,
defftige, sniggre Spraak“, weil ihre Erhaltung ihm Sache
des Herzens war und — Teil seiner Weltanschauung. Das
aber ist der tiefste Grund dafür, daß, während seine über
350 hochdeutschen Schriften in den Staub der Bibliotheken
versanken, die niederdeutschen doch mindestens noch so
lebendig sind, daß sie — einen Vortrag59) und diesen Auf-
satz lohnen.

57) Lebenserinnerungen (Anm. 11) S. 45.
   Vgl. auch oben Anm. 11.
59) Den vorstehenden Ausführungen liegt mein im November 1936 im
   Verein für Hamburgische Geschichte gehaltener Vortrag zugrunde.